

Christiane Burbach / Friedrich Heckmann (Hg.)

Übergänge

Annäherungen an das eigene Sterben

Vandenhoeck & Ruprecht

V&R

Christiane Burbach / Friedrich Heckmann (Hg.)

Übergänge – Annäherungen an das eigene Sterben

Vandenhoeck & Ruprecht

Umschlagabbildung: Märzkälte 005b © Josef Roßmeier

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-67015-6
ISBN 978-3-647-67015-7 (E-Book)

© 2011, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen /
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Oakville, CT, U. S. A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als
den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages. Printed in Germany.

Satz: textformart, Göttingen
Druck und Bindung: © Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Vorwort	9
-------------------	---

I. Sterben lernen – Lebenskunst in Psychotherapie und Seelsorge

CHRISTIANE BURBACH Die Mündung des Flusses in das Meer	17
THEODOR SEIFERT Aufbruch im Vertrauen	27
ANG LEE SEIFERT Einfach leben	36
WOLF BÜNTIG Sterben lernen, leben lernen	45

II. Sterben können – Hospiz und Altersheim als Orte des Abschiedes

JÜRGEN HOLLAND Das Wesentliche findet im Verborgenen statt. Es ist „der kostbare Moment“! – eine Erinnerung	56
VERENA BEGEMANN Hospizarbeit als prägende Erfahrung für das eigene Sterben	63
RUTH LÖDEL Sterben wir, so sterben wir dem Herrn – Leben im Angesicht des Todes. Oder: Leben wir, so leben wir dem Herrn – Sterben im Angesicht des Lebens	73

*III. Auf das Sterben warten –
Krankenhaus als Ort der letzten Lebensphase*

RENATE OTTE	
Fragment Leben – wo Leben in einem Moment sich entfaltet und vergeht	84
ARI VAN BUUREN	
„Stark wie der Tod ist die Liebe“	90
SIMONE JUNGBAUER	
Sterbeszenarien	117
KLAUS P. G. GAHL	
... als seien wir nur am Ende sterblich	129

IV. Dem Sterben nachdenken – Hochschule und Ars Moriendi

ANNE STEINMEIER	
„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“(Joh 14,2)	136
ANDRAS URS SOMMER	
Das eigene Sterben denken	148
DIETER WEBER	
Die Gabe des Lebens als die Auf-Gabe meiner Selbst. Eine Meditation über mein eigenes Sterben?	156
GUNDA SCHNEIDER-FLUME	
Leben und Sterben in Gottes Geschichte. Die Grenze des Lebens zwischen Widerfahrnis und Selbstbestimmung . . .	177

*V. Mit Sterben und Tod umgehen –
religiöse Antworten auf die Sinnfrage*

JONAH SIEVERS	
Mein Sterben	188
HEINZ RÜEGGER	
Memento mori. Von der Bedeutung einer zeitgemässen <i>ars moriendi</i>	191

NOSSRAT PESECHKIAN

Alle wollen in den Himmel, aber keiner will sterben.
 Was meine Vorstellungen vom eigenen Ende prägt:
 Positiver Umgang mit dem eigenen Tod und mit Verlust unter dem
 transkulturellen Gesichtspunkt 201

FRIEDRICH HECKMANN

Einüben in mein Sterben – theologische Existenz und
 biographische Spurensuche oder von der Not, über Auferstehung und
 Ewiges Leben zu sprechen 223

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 249

Vorwort

Mutig sind die Autorinnen und Autoren dieses Bandes. Nicht jeder, der gebeten wurde, einen Beitrag zu diesem Band zu schreiben, sah sich dazu in der Lage. Probleme mit der Zeit, dem Zeitpunkt, mit der Lust zu einer Auseinandersetzung, wie sie hier erforderlich wird, und sicher nicht zuletzt Probleme mit dem Thema selber hielten manch andere und anderen davon ab, hier vertreten zu sein. Die meisten jedoch haben sehr überlegt, aber dann auch schnell zu diesem äußerst interessanten Thema, wie sie fanden, ihre Zusage gegeben.

Mutig sind die AutorInnen, sich einem so sensiblen Thema, das einen persönlich existentiell in einer Weise angeht wie evtl. kein weiteres, gestellt zu haben und in je eigener Weise ihre Form gefunden haben, dies so zu gestalten, dass sie es einer Leserschaft präsentieren können. Sie haben es getan, um ihre Leserinnen und Leser einzuladen, sich ihrerseits der Frage nach dem eigenen Ende und seiner Bedeutung für das Leben, die Gestaltung ihrer Beziehungen, ihren Glauben, ihr Weltbild zu stellen.

Entstanden ist so ein ausgesprochen ermutigendes und tröstliches Buch, selbstverständlich auch ein sehr nachdenkliches. Jeder der Beiträge enthält Passagen, die die Ernsthaftigkeit der Konfrontation wahrnehmen lässt. Dennoch durchzieht viele der Texte eine besondere Heiterkeit, die diesem wie keinem anderen Thema anhaftet. Es ist ein Buch zur *meditatio mortis*. Einer der unabwendbaren Eindrücke bei der Lektüre dieses Bandes wird voraussichtlich sein zu erkennen, dass das Bedenken des eigenen Endes einhergeht mit dem Ende der Eitelkeit. Selten ist uns in akademischen Publikationen so wenig Eitelkeit und Narzissmus begegnet wie bei der Lektüre dieser Texte.

Das Konzept

Zum Konzept bei der Auswahl der Autoren und Autorinnen gehörte es, Frauen und Männer, die professionell mit Tod und Sterben umgehen, um einen Beitrag zu bitten. So sind hier Therapeutinnen und Mediziner, Philosophen und Theologinnen, Pastorinnen, Sozialarbeiter und Pflegenden, Vertreter verschiedener Religionen wie Judentum, Christentum und Bahá'í vertreten. Ebenso finden sich Autorinnen und Autoren, die in unterschiedlichen weltanschaulichen Horizonten zuhause sind. Viele der Autoren sind an Hochschulen in verschiedenen Fakultäten tätig, andere in den verschiedensten Praxisfeldern. Ihnen gemeinsam ist die berufliche Konfrontation mit Sterben und Tod, Leben und Trauer.

Die Beiträge sind nach den verschiedenen Lebens- und Arbeitswelten der Autorinnen und Autoren gruppiert. So ordnen sich die Texte den fünf Lebens- und Arbeitsorten:

- Lebenskunst in Psychotherapie und Seelsorge,
 - Hospiz und Altersheim,
 - Krankenhaus,
 - Hochschule sowie
 - religiöse Lebenskunst
- zu.

Mancher der Beiträge hätte auch eine andere Zuordnung zugelassen, da die AutorInnen nicht nur einer einzigen Lebenswelt angehören. Insofern sind die Kapitel nicht als hermetische Einheiten zu verstehen.

Verschiedene Motive ziehen sich transversal durch die Beiträge unterschiedlicher Religionen, Weltanschauungen und Lebens- und Arbeitswelten.

Aporie des Redens über das eigene Sterben

Viele Autorinnen und Autoren beschäftigt, dass sie über ein Thema schreiben, bei dem ihnen die Fundierung durch die eigene Erfahrung fehlt. Jürgen Holland, Ang Lee und Theodor Seifert problematisieren diesen Umstand ebenso wie Christiane Burbach und Klaus Gahl. Der Anklang an Ludwig Wittgensteins Ende der Einleitung seines Tractatus: „Worüber man nicht sprechen kann, muss man schweigen.“¹ steht leicht im Raum, ohne dass diesem Satz anlässlich des Themas zugestimmt würde. Anne Steinmeier stellt sich dieser Un-Möglichkeit des Redens über etwas, das man nicht kennt und nicht kennen kann, konsequent, indem sie sie in den Kontext der Hermeneutik des Selbst stellt, die immer durch Diskontinuität gekennzeichnet ist. Das Wagnis dieser radikalen Offenheit des eigenen Lebens versteht die Theologin als ein sich Ausstrecken auf die Schöpfungskraft Gottes, die auch im Tode noch (lebens-)verändernd wirkt. Aus ihren praktischen Erfahrungen als Sterbebegleiterin heraus thematisiert dies auch Ruth Lödel. Angesichts des Sterbens anderer als Expertin des Sterbens aufzutreten, erscheint ihr, die sie „noch nie selbst“ gestorben ist, geradezu widersinnig.

¹ Logisch-philosophische Abhandlung, Tractatus logico-philosophicus., Kritische Edition, Frankfurt a. M. 1998.

Bilder des Überganges

Wiederkehrende Bilder, Phantasien, Träume und Imaginationen finden sich in den Beiträgen. Manche dieser Vorstellungen sind tröstlich und beherbergen eine sonst unaussprechliche Hoffnung auf ein Aufgehobensein in etwas größerem, im Leben, im Lebendigen selbst.

Das Sterben wird vorgestellt als Mündung des Flusses in das Meer (Christiane Burbach, Renate Otte), das Übersetzen von einem Ufer an ein anderes (Theodor Seifert), als allein einen Weg gehen müssen (Th. und A. Seifert); es taucht auch das Bild des Flusses des Lebens auf, der Verwandlung bedeutet (R. Otte).

Lehrer und Lehrerinnen des Sterbens

In mehreren Beiträgen erscheinen Lehrer und Lehrerinnen des Sterbens: Wolf Büntig lernte schon als kleiner Junge durch seinen Hasen und durch den Knecht des Gutes, der bei der Obsternte aus dem Baum fiel, was Sterben bedeutet. Häufig sind es Tiere (vgl. Theodor Seifert), die in ihrem unverstellten, elementarkreatürlichen Zugang zum Leben die Menschen erkennen lassen, was der Unterschied zwischen Sein und Gestorben-Sein bedeutet.

In einigen Aufsätzen ist es der Krieg, sind es die Erzählungen aus dem Krieg, die die Kinder lehren, was Sterben bedeutet. Christiane Burbach berichtet davon, Wolf Büntig hat es erfahren, als z. B. seine Spielkameraden bei demselben Bombenangriff umkamen und zum Spielen nicht mehr in Frage kamen.

Sicher gibt es nicht nur im kindlichen Entwicklungsprozess Lehrerinnen und Lehrer des Sterbens und des guten Umganges mit dem Tod. Ruth Lödel beschreibt, wie sie von dem über 90jährigen Liturgiewissenschaftler Burkhard Neunheuser, einem Benediktinermönch weiter lernt, die Liturgie des Lebens durch zu buchstabieren. Wolf Büntig benennt Milton Erickson, den Psychiater, *den Meister der Hypnose und der Geschichten* als einen seiner Lehrer des Umganges mit Leben und Sterben. Auch in dem Beitrag Klaus Gahls erscheint ein Lehrer immer wieder, der ihm die *Solidarität des Todes* nahe gebracht hat: Viktor v. Weizsäcker. Jonah Sievers erinnert einen Lehrer an der Jeschiwa, der Talmudhochschule.

Vorerfahrungen

Ruth Lödel beginnt ihren Beitrag mit Vorerfahrungen mit dem *Sterben im Angesicht des Lebens*. Es gehört zu ihren kindlichen Alltagserfahrungen, dass es sich mit den Toten gut Leben lässt. Ihre Großmutter wohnte in einem Haus an der Friedhofsmauer und lehrte das Kind einen nüchternen und sorgsamen Umgang mit dem Tod. Durch die Beerdigung eines siebenjährigen Mädchens lernte sie ein Gefühl der Faszination kennen, die andere Seite des Todes. Für einen an-

deren Siebenjährigen, Wolf Bütig, sind die Erfahrungen mit Tod am Ende des zweiten Weltkrieges *zuviel* gewesen. Viele Jahre später hat er sich mit seiner Möglichkeit, damit fertig zu werden, auseinandersetzen müssen. Die Jahre vor und nach Kriegsende haben das Verhältnis vieler Menschen zum Tod geprägt. Einige Beiträge, wie der Bütigs und Burbachs lassen erahnen, wie bedrückend, ungerecht und brutal Kinder den Tod erleben und erlebt haben. Die Vorerfahrungen der Generation der Kriegs- und Nachkriegskinder sind erst in den letzten Jahren verstärkt Thema der psychologischen und pastoralpsychologischen, der historischen und medizinischen Forschung geworden.

Ganz anders ist Simone Junggebauer durch ihre Vorerfahrungen geprägt, die sie in einer ländlichen Umgebung in einem norddeutschen Weiler während ihrer Kindheit gemacht hat. Die Großfamilie mit vier Generationen hat sie lernen lassen, wie denn zu sterben sei. Ihre Vorerfahrungen und das, was sie gelernt hat, setzen sich deutlich ab von den späteren Erfahrungen, die sie als Krankenschwester auf der internistischen Station eines großstädtischen Krankenhauses machen musste.

*Kunst und Literatur als Hilfen,
der Aporie zu begegnen*

Auffällig ist die Vielzahl sprachlicher Anleihen der Autoren und Autorinnen in der Literatur. Vor allem poetische Texte werden herangezogen, um das schwer Sagbare auszusagen. Das können eigene poetische Texte bei Ari van Buuren, einem erfahrenen Sterbebegleiter, der in eigener Betroffenheit während des Sterbens seiner Frau das in einer Situation des Prozesses Richtige und Tröstende nur poetisch ansagen kann. Sein Beitrag, verfasst als Zwiesprache mit seiner sterbenden Frau, greift neben den eigenen Texten auf andere religiöse Texte, auf mystische und auch viele biblische Texte zu.

Christiane Burbach, Friedrich Heckmann und Anne Steinmeier nehmen Gedichte von Rilke u. a., aber auch biblische Texte und Gesangbuchverse zu Hilfe, um Fragen des Leidens und Sterbens, Fragen von Tod und Auferstehung, Fragen nach den letzten Dingen und dem Ewigen Leben anzusprechen.

Die biblische Literatur spielt bei anderen Autoren und Autorinnen ebenfalls eine wesentliche Rolle. Das ist wenig überraschend bei der theologischen Herkunft vieler, aber durchaus beeindruckend in der Intensität des Zeugnisses. So berichtet Ruth Lödel, wie sie in den ersten Jahren ihrer Tätigkeit als Seelsorgerin in Altenheimen zunehmend lernt, nachzusprechen, was sich über Jahrhunderte hinweg im Leben der Menschen bewährt hat. Sie greift zu der Weisheitsliteratur der Bibel, zum neutestamentlichen Hebräerbrief, dem großen Trostbuch der Tradition.

Auch die Bildende Kunst wird zur Annäherung an Tod und Sterben herangezogen. Bei Anne Steinmeier ist es eine Skulptur Thomas Lehnerers, die in

Fragilität und energievoller Lebenskraft zugleich das Schauen und Staunen verkörpert. Für Jürgen Holland spiegelt sich in Barlachs „Das Wiedersehen“ ein Sehnsuchtsbild des Ankommens.

Was kommt vor dem Tod?

Was sollte vor dem Tod gewesen sein, damit er ertragen werden kann? Diese Frage legen sich viele der Autoren und Autorinnen vor. Wolf Büntig hat bei seinen Patientinnen und Patienten gelernt, dass sie nicht sterben können und wollen, wenn sie den Eindruck haben, nie richtig gelebt zu haben, sondern es immer anderen recht machen wollten, ohne zu wissen, was ihr eigenes Anliegen hier im Leben war oder ist. Umgekehrt kennt er Krankengeschichten, in denen die Menschen das Leben loslassen konnten, wenn sie den Eindruck hatten, von dem, was ihnen wichtig war, genug getan zu haben.

Christiane Burbach und Friedrich Heckmann haben in den Sterbemeditationen die Erfahrung gemacht, dass Menschen den Eindruck haben müssen, geliebt zu haben, geliebt worden zu sein und zu ihrer Liebe gestanden zu haben, sie nicht im Alltagstrott untergehen lassen, sondern sie gewürdigt zu haben.

Dieter Weber entdeckt die Dankbarkeit als Lebens – Aufgabe. Die Einsicht Webers, dass der Mensch nicht existieren kann, wenn er nicht sein Leben hingibt, lässt ihn schlussfolgern, dass in der Lebenshingabe menschliche Daseinsfreude erst zum Vorschein kommen kann. Die Notwendigkeit der Lebenshingabe, verdeutlicht in der Vergewaltigung menschlichen Tuns sieht Weber versöhnt in der Erkenntnis, dass Menschen ihr Leben verdanken, bevor sie etwas gegeben haben. Menschen erhalten die Gabe der Dankbarkeit. Es gilt vor dem Tod, gleichsam als *ars vivendi* zu lernen, die Dinge des Lebens dankbar anzunehmen.

Für diesen Lernprozess möchte der Mediziner und Psychotherapeut W. Büntig die Angst vor dem Sterben nutzen. Er meint, dass eine bestimmte Art der Angst vor dem Sterben für die Frage genutzt werden könnte, welches menschliche Potential sich noch entfalten möchte oder welches noch gar nicht geweckt ist. Grundsätzlich plädiert er dafür, im Leben das Sterben zu üben.

Was brauchen Sterbende?

Vielleicht brauchen sie bergende Hände, Wärme und ein gewisses Maß des Bewusstseins, zur Welt der lebendigen dazuzugehören. Die Krankenhauseelsorglerin Renate Otte beschreibt, wie ein zu früh geborenes Zwillingsskind in den Armen seiner Eltern stirbt.

Jürgen Holland hat in langjähriger Hospizpflege erfahren, dass Menschen einen Schon- und Schutzraum brauchen, eine Geborgenheit im Verborgenen, um all die Tabubrüche, die im Sterben auszuhalten sind, zu ertragen. Pfliegerische Präsenz in aller Stille ist gefragt, die das Notwendige vom Überflüssi-

gen, weil Störenden, zu unterscheiden vermag. Freiheit von jedem Leistungsanspruch, jedem Messen und Gemessenwerden an idealen Vorstellungen, die im Ernstfall doch nicht eingelöst werden können, scheint ihm die große Herausforderung an den Beistand im Sterben zu sein. Schließlich ist es Barmherzigkeit mit sich selbst und von Seiten des Sterbebeistandes, die passenden religiösen Worte und Bilder zu finden und sich auch davon lösen zu können, wenn sie nicht (mehr) gebraucht werden.

Für Anne Steinmeier ist klar, dass sie das Vorlesen transitorischer, eventuell aber auch den Zorn in Worte fassende Texte braucht, um den letzten Weg gehen zu können, performative und transformative Narrationen ihres Lebens und schließlich schweigende Gegenwart.

Bei mehreren Autorinnen und Autoren ist die Sorge zu entdecken, die SterbebegleiterInnen könnten nicht bemerken, was zu viel und was zu wenig ist.

Verena Begemann beschreibt das Hospiz nicht nur als einen Ort guten Sterbens, sondern vor allem auch als einen Lehr- und Lernort des Lebens. Der und die Sterbende braucht an seiner oder ihrer Seite Menschen, die Zeit haben. Sterbende brauchen Menschen, die schweigen und Passivität ertragen können. Menschen, die Sterbende begleiten, sollten gelernt haben, für ihre eigene Seele sorgen zu können, um fürsorglich mit den Sterbenden umgehen zu können. V. Begemann beschreibt Sterbebegleiter als Menschen, die die Lebenskunst des Abschiednehmens gestalten. Solcher Begleiter bedürfen wir bei unserem letzten Gang und wie Friedrich Heckmann wünschen sich die meisten für ihr Sterben diese Begleiter und Begleiterinnen.

Heckmann weist aber auch auf die Schwierigkeit des modernen Subjekts hin, diese Begleitung annehmen zu können. Wie A. van Buuren sieht er die Schwierigkeiten angesichts lebenslanger Einübung des Westens in größtmögliche Autonomie, loslassen zu können und sich im Sterben fallen lassen zu können. Er hofft wie Klaus P. G. Gahl und andere wider die Einsamkeit auf die tröstende und helfende Nähe der Menschen, die ihm nahe stehen, aber auch professioneller Helfer und darauf, dass diese tröstende Worte und Bilder finden, die in ihm an seinem Ende einen Widerhall finden. In eindrücklicher Weise schildert Christiane Burbach die Begleitung eines Sterbenden in seinen unruhigen und beängstigenden, aber auch in ruhigeren Phasen mit Durst, Atemnot, Angst, Schwäche und Unruhe durch Worte und Bilder von Gebeten und Psalmen, die miteinander von den Angehörigen gebetet wurden, von tröstenden Liedern, die sie gesungen haben. Sie beschreibt einen anstrengenden Weg der geistlichen Begleitung eines Sterbenden, auf dem alle getragen wurden durch Worte und Bilder des Lebens.

Was kommt nach dem Tod?

Eine Anzahl von Aufsätzen beschäftigt sich mit der Frage: Was kommt nach dem Tod? Gibt es ein Leben danach?

Für den Philosophen Urs Sommer ist es klar, dass die Unendlichkeit der Möglichkeiten ewigen Lebens einen unerträglichen Druck für das endliche Wesen Mensch darstellt. Nur die Sterblichkeit, die Begrenztheit der Möglichkeiten macht das Leben erträglich. Den Druck der Unendlichkeit aushalten zu sollen, wäre für das begrenzte Subjekt eine schlimme Strafe. Nur ein Leben, das nicht unter dem Druck steht, mehr zu leisten, als es in der Lage ist zu realisieren, ist für ihn ein erträgliches Leben.

Der Mediziner und Psychotherapeuten Wolf Büntig glaubt nicht an eine Wiedergeburt im Fleisch oder als Person. Es genügt, wenn dasselbe Wasser *einmal* den Rhein hinunterfließt.

Die Theologinnen und Theologen dieses Bandes stellen die Individualität des Menschen und die Endgültigkeit des Todes nicht in Frage, bewahren aber die Perspektive des Lebens als Zuvor und Danach, als Woher und Wohin. Sie suchen in verschiedenen theologischen Denkmodellen die Perspektive der Individualität und die der Zugehörigkeit zu einem großen Ganzen zusammen zu denken.

Friedrich Heckmann zeichnet seinen Weg vom jungen Theologen, der kritisch-abstrakt über die Ostertexte des Neuen Testaments reflektiert und über das doch – nach aller Entmythologisierung – pastoral notwendige Reden in Metaphern und Bildern, durch das er in Seelsorge und Predigt zu der eigenen Erfahrung kommt, dass die Vorstellung eines souveränen Subjektes, das mit seinen Grenzen umgehen kann, eine Fiktion ist. Der erfahrene ältere Theologe schließlich plädiert dafür, sich und anderen die Sprache der Sehnsucht zuzugestehen, die auf das Gegenüber hofft, das Geborgenheit und Halt geben kann im Zustand der Schwäche.

Heinz Rügger kritisiert die kirchliche Lehre, die darauf abhebt, dass der Tod widernatürlich ist und einen Fluch darstellt. Als endliches Wesen in kreatürlicher Solidarität mit allem Lebendigen verbunden und eingebunden zu sein, ist ihm eine tröstliche Vorstellung. Christliche Hoffnung besteht für ihn, ähnlich wie für Friedrich Heckmann in der Zugehörigkeit zur Schöpfung, zu den dazu gehörenden Prozessen der Transformation und der Kraft der Liebe, die größer ist als der eigene Beitrag dazu. Auch Gunda Schneider-Flume verfolgt dieses theologische Anliegen. Für sie, wie auch z. B. Renate Otte bleibt auch angesichts solcher Hoffnung auf Zugehörigkeit zum göttlichen großen Ganzen das menschliche Leben nichts anderes als ein Fragment.

Anne Steinmeier nähert sich den Vorstellungen des Denkens und Glaubens im Hinblick auf den eigenen Übergang von diesem irdischen Leben in eine unbekanntere Andersheit mit Hilfe von Spiegelungen eines Skulpturenkreises Thomas Lehnerers. In aller erfahrenen eigenen Fragilität des Wunders des Lebens immer

noch inne und in offener Erwartung des unbekanntem Kommenden, so lässt sich die Haltung andeuten, die die Theologin als angemessen empfindet.

Gunda Schneider-Flume sieht das Leben des Menschen als begrenztes, eingebettet in die Geschichte Gottes, in das Leben, das das Individuum trägt, auch über sein Ende hinaus. Sterben ist insofern nicht einfach ein Abbruch des Lebens in die Spurenlosigkeit, sondern ein Bewahrtwerden in der Geschichte Gottes.

In zwei weiteren Beiträgen wird die Bewahrung in der Geschichte Gottes thematisiert. Zum einen reflektiert der jüdische Theologe Jonah Sievers sein eigenes Sterben im Kontext der jüdischen Tradition, besonders des Talmuds, und zum anderen sieht Nossrat Peseschkian sich und seine psychotherapeutische Arbeit aufgehoben in dem Ziel, Gott zu erkennen und in seine Gegenwart zu gelangen. Es kommt ihm als Baha'i nicht darauf an, was nach dem Tode ist und wie die Seele nach dem Tode beschaffen ist. Zu Gott kehren wir zurück. Nossrat Peseschkian hat sich über das Projekt dieses Buches sehr gefreut und hatte lange vor den anderen Autoren seinen Beitrag beendet. Kurz nach der Fertigstellung seines Manuskriptes erhielten wir die Nachricht von seinem Tode.

Bewegt haben wir in der Todesanzeige seiner Familie gelesen: *Alle Menschen kommen von Gott und zu Ihm kehren sie zurück.*

Humor

Im kollegialen Gespräch an der Hochschule gibt es natürlich auch immer wieder ganz nebenbei einen Austausch über die jeweiligen Projekte. Wenn wir über unser Projekt berichtet haben, fand dieses eigentlich immer großes Interesse, aber häufig *erstarb* dann das Gespräch recht schnell. Dass unsere Beschäftigung mit dem eigenen Sterben nicht nur ein trauriges, ein feierlich-ernstes ist, zeigen die Beiträge immer wieder. So überschreibt Ruth Lödel einen Abschnitt ihres Beitrages *Es darf gelacht werden.*

Nossrat Peseschkians Beitrag scheint im Ganzen mit einem Augenzwinkern geschrieben worden zu sein. Schon die Überschrift, dass alle in den Himmel wollen, aber keiner sterben will, weist auf einen humorvollen Umgang mit dem eigenen Ende hin. Die seinen Beitrag abschließende kurze Geschichte wird sicherlich die meisten Leser und Leserinnen zum Schmunzeln bringen.

Lachen ist ein Zeichen der Osterfreude, es gehört in besonderer Weise zu den göttlichen Dingen, ist für Ruth Lödel eine besondere Gnadengabe. Österliches Lachen verweist auf das Leben, lacht über den Tod, weist auf jenes Leben, das den Sieg über den Tod behält.

Wir danken unseren studentischen Hilfskräften Carolin Höft und Marei Crone für technische Hilfe.

Hannover, im September 2010

Christiane Burbach
und Friedrich Heckmann

Die Mündung des Flusses in das Meer

CHRISTIANE BURBACH

Es können nur Annäherungen an ein eigentlich grundsätzlich unbekanntes Land sein, wenn ein Mensch versucht, sich mit seinem Ende auseinanderzusetzen. Sollte man deshalb zu diesem Thema lieber schweigen? Sicher ist der Vorbehalt angebracht, sich darauf einzurichten, dass alles im Ernstfall doch noch einmal ganz anders sein kann oder wird. Dennoch erscheint es als ein wichtiger, weil konzentrierender Akt, sich dem eigenen Ende zu stellen.

Sollte man dies aber auch aufschreiben, aus der Hand geben, um andere an diesen Gedanken partizipieren zu lassen? Sind das nicht gedankliche Grenzgänge, die man besser unter Verschluss hält? Zweifellos stellt das Veröffentlichende solcher Vorstellungen ein gewisses Wagnis dar, das hier eingegangen wird, um mit anderen Menschen in ein Gespräch einzutreten.

Kindheitserinnerung: Die Erzählungen vom Tod im Krieg

Dass die Menschen sterblich sind, habe ich durch die Erzählungen der Erwachsenen schon beim Spielen erfahren. Als Nachkriegs- und Flüchtlingskind geboren, habe ich erlebt, wie die Eltern ihre Verwandten nach dem Zweiten Weltkrieg wieder trafen und sich gegenseitig berichteten, wie es ihnen ergangen war auf der Flucht aus Ostpreußen, in der russischen oder britischen Gefangenschaft, auf welchen verschlungenen Pfaden sie hierher nach Norddeutschland kamen. Ich habe gehört, während ich mit meinen Cousins und Cousinen spielte, wer alles umgekommen ist auf der Flucht, dass meine Großeltern nicht auf das Schiff wollten, das Ostpreußen als letztes verließ und dass sie in Königsberg umgebracht wurden oder gestorben sind. Andere waren erfroren, verhungert etc. Manchmal musste ich die Ohren ziemlich spitzen, weil die Stimmen immer leiser wurden, denn die Kinder sollten ja nicht erschreckt werden.

Dennoch hat sich dem kleinen Mädchen eingepägt, wie bedrückend es für die Eltern und Verwandten war, überlebt zu haben. Der Tod ist bedrückend, ungerecht und brutal, das war von Kindheit an klar. Er zerschneidet Lebensbände, macht Hoffnungen zunichte, lässt Menschen ohnmächtig ins Leere, wenn nicht gar in das Grauen starren. Dennoch lebten meine Eltern, die Verwandten, andere Flüchtlinge, mit denen meine Eltern befreundet waren. Dennoch wurden Kinder geboren und das Leben ging weiter. Sie waren froh, am Leben geblieben zu sein, eine neue Chance zu leben bekommen zu haben. Aber auch die Trauer um

die, die zurück gelassen werden mussten, die es nicht geschafft haben und doch eigentlich dazu gehörten, blieb. Das Überleben war mit einem Aber versehen. So hat das Leben für mich als Flüchtlings-Kind immer die Konnotation von „dem Tod entkommen sein“ gehabt.

Das eigene Sterben in Phantasie Reisen und Imaginationen

In meiner Seelsorgeausbildung, in Weiterbildungen, Seminaren und auch in meiner pastoralpsychologischen Arbeit habe ich öfter mein eigenes Sterben, meine Beerdigung und meinen Tod imaginiert.

Die Imagination des Flusses meines Lebens ist vital. Schon die Quelle ist springlebendig, der Fluss fließt kraftvoll durch die Landschaft. Am Rande spielen sich verschiedene Szenen ab, die mein Leben in verschiedenen Situationen zeigen. Schließlich soll imaginiert werden, wie der Fluss ins Meer fließt. Es ist ein ungeheures Gefühl von Glück, Freude und Freiheit. Zu Ende sind die Begrenzungen, das Formhalten sollen und müssen, abfallen können die Konditionierungen, das ist körperlich spürbar. Sterben ist freikommen, heimkommen, ankommen in der Unendlichkeit.

Die Phantasie über die eigene Beerdigung ist bestimmt von heiterer Atmosphäre. Es ist Sommer, Sonne durchflutet die Friedhofkapelle, die Frauen sind in bunten Sommerkleidern gekommen, die Männer ebenfalls in Sommerkleidung, es wird Paul Gerhards „Geh aus mein Herz und suche Freud“ gesungen, das ich immer sehr geliebt habe. Der Traueransprache liegt 1Kor 13, besonders V.13 zugrunde:

Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei;
aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

Von irgendwo her höre ich das Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis aus Mozarts Requiem (wahrscheinlich ergänzt und bearbeitet durch Franz Xaver Süßmayr), das ich als 23jährige Studentin zum ersten Mal in der Jakobikantorei in Göttingen gesungen habe.

Die Tränen, die dabei fließen, sind eine Mischung aus Trauer, dieses Leben nun verlassen zu müssen und der Gewissheit: ja, so ist es richtig, so ist es wahr. Das Leben wird weitergehen, jetzt ohne mich. Die Wahrheit dieser Texte hat schon vor meiner Existenz Gültigkeit gehabt, wird bleiben über meinen Tod hinaus. Diese Texte werden die Lebenden und die Toten umfassen. Während die anderen auf der Erde bleiben, werde ich sie verlassen, aber irgendwo werde ich sein. Werde *ich* sein? Was von mir wird wo sein? Es gibt aber die Gewissheit, ich werde irgendwo sein.

Schließlich wird mein Sarg vor einer Birke abgesetzt auf dem Friedhof des Dorfes, in dem ich Gemeindepastorin war und viele Gemeindemitglieder beerdigt

habe. Hier wird meine letzte Ruhestätte sein. Die Vorstellung, hier nun tatsächlich für immer bleiben zu müssen, während die anderen wieder gehen, erzeugt dann doch ein Panikgefühl. Ich will auch weg. Ich will ..., wohin eigentlich? Ins Universum? Nach Hause? Irgendwo anders hin, fliegen können mithilfe der alt-ägyptischen Ba-Seele. Das wäre jetzt gut, viel besser als in die Erde müssen.

Ist das Eskapismus? Das ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Eventuell ist es auch Ausdruck der Unmöglichkeit, sein eigenes Nicht-Sein zu denken und zu empfinden.¹

Andererseits kann ich bei kritischster Betrachtung meiner Gedanken und Empfindungen mich nicht vollständig exklusiv mit dem physischen Teil meiner selbst identifizieren, der innerhalb der dann nächsten 20 Winter und Sommer weitgehend zu „Erde geworden ist, davon er genommen ist“, wie die Beerdigungsliturgie es formuliert. Da ist noch ein anderer Teil, vielleicht die Seele, die auch noch in einer anderen Dimension zuhause ist und dorthin, zu Gott, auch zurückkehrt.

In jedem Fall finden sich hier Bestandteile religiöser Sozialisation, die alle Aufklärung und kritische Reflexion überlebt haben, oder genauer gesagt, die nach naturwissenschaftlicher und theologischer Aufklärung darüber, wie Tod und Auferstehung zu begreifen sind, auferstanden sind.

Das weise, wissende Herz: Wirkung von Sterbe- und Beerdigungsimaginationen

Sowohl im Rahmen des Studiums der Religionspädagogik und der Sozialen Arbeit wie auch im Kontext von Weiterbildungen der Beratung und Seelsorge habe ich, teilweise auch zusammen mit meinem Kollegen Friedrich Heckmann, Sterbe-, Abschieds- und Beerdigungsimaginationen durchgeführt. Im Unterschied zu o.g. Meditation ließen wir auch den Abschied von wichtigen Menschen imaginieren. In den Nachgesprächen wurde immer wieder als eine besonders wichtige Erfahrung folgendes benannt: Jetzt weiß ich, wie wichtig mir meine Kinder, mein Mann, meine Freundin, meine Eltern etc. sind. Was es bedeutet, sie zu lieben, wird angesichts des bevorstehenden endgültigen Abschiedes besonders deutlich. Viele der Teilnehmenden haben das Seminar verlassen mit dem Vorsatz, den ihnen nahe stehenden Menschen heute noch zu sagen, wie sehr sie sie lieben, was sie ihnen bedeuten, was sie ihnen sagen möchten und bisher versäumt haben.

¹ Freud geht noch einen Schritt weiter: „im Grunde glaubt niemand an seinen eigenen Tod oder, was dasselbe ist: im Unbewussten sei jeder von uns von seiner Unsterblichkeit überzeugt.“ Zeitgemäßes über Krieg und Tod, 49.

Ein weiteres wichtiges Ergebnis war häufig, dass die Teilnehmenden während und nach der Übung sich dessen bewusst wurden, was ihnen wichtig ist im Leben, was sie getan und bewirkt haben wollen und was unwichtig, zweit- bis drittrangig ist. Ein weiterer Vorsatz, der häufig gefasst wurde, war, dann viel mehr auf das zu achten, was wirklich bedeutsam ist im Leben, und die Zeit, die zur Verfügung steht, nicht mit wenig sinnvollem Tun zu verbringen. Neue Prioritäten wurden gesetzt, Innewerden bedeutender Lebensziele fand statt und die Entschlossenheit zu Konzentration war spürbar.

Wie lange die Vorsätze gehalten haben, vermag ich nicht einzuschätzen. Dass es aber eine für die Lebensgestaltung wegweisende Übung ist, das eigene Ende mit einer gewissen Ernsthaftigkeit zu bedenken, wurde uns allen dabei klar.

„Unsere Tage zu zählen lehre uns!
Dann gewinnen wir ein weises Herz.“

Oder mit Luther:

„Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“
Ps 90,12

Diese Erkenntnis rückt sowohl den Teilnehmenden wie auch uns Lehrenden in solchen Übungen sehr nahe. Die Kostbarkeit des Lebens wird für diesen Moment erfahrbar.

Angst vor der Schwelle?

Mit einem skeptischen Blick nehme ich wahr, dass Angst in meinen Sterbeimaginationen keine Rolle spielt. Auch in Situationen schwerer Krankheit, in denen ich mich sehr schwach fühlte und dachte: So ist das also. Noch ein paar Schritte weiter in die Richtung dieser Schwachheit und dann ist es das Sterben. Dieser Gedanke war bisher nie angstbesetzt. Es war ein selbstverständliches Innewerden eines möglichen Weges, der dann doch noch einmal ins Leben zurückführte. Es mag jedoch durchaus sein, dass die Abwesenheit von Angst ein Zeichen der noch weiten Entfernung des Todes darstellt.

Bei Sterbebegleitungen anderer Menschen habe ich durchaus Phasen oder wiederkehrende Momente der Angst gespürt. Oft war es ein Wechsel zwischen den Polen in Zuversicht seinen letzten Weg gehen und Angst und Auflehnung. Gelegentlich hatte ich den Gedanken, dass einige Sätze der Requien nicht nur der apokalyptischen Vorstellungswelt entsprechender biblischer Texte zu verdanken ist, sondern dem Erleben Sterbender. Dabei ist etwa an „Dies irae, dies illa“ (jener Tag, Tag des Zorns) oder an „Lacrimosa dies illa“ (Tag der Tränen ...) aus dem Mozart-Requiem zu denken. Das Bedrängende mancher Lebenserfahrungen

kommt u. U. in immensen Schuldgefühlen und Ängsten angesichts der nachlassenden Kräfte, der schwindenden Zeit zum Ausdruck.

Geholfen hat bei einem dieser mir sehr nahe stehenden Menschen, das Singen, Beten und Segnen. Immer, wenn wieder eine unruhige und beängstigende Phase kam, sangen wir und beteten das Vaterunser, den 23. Psalm sowie Abendgebete. Wichtige Bibelverse wurden zitiert: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlöst, dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Völkern: Der Herr hat Großes an ihnen getan. Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich“. Ps 126,1–3 oder „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich in Ehren an. Wenn ich nur dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott allezeit meines Herzens Trost und mein Teil“. Ps 73,23–26. Der Sterbende wurde von mir gesegnet.

Viele Kirchenlieder wurden in jener Sterbenacht durchgesungen: „Jesu geh' voran auf der Lebensbahn“, „Ich bete an die Macht der Liebe“, „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, „Bei dir, Jesu, will ich bleiben“, „Laudate omnes gentes“, „Herr, gib uns deinen Frieden“, weil es Advent war, auch: „Brich an du schönes Morgenlicht“, „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“, „Wie soll ich dich empfangen“, „Tochter Zion“, „Es ist ein Ros entsprungen“, „Stille Nacht“; schließlich wird auch „Müde bin ich, geh' zur Ruh“ und „Breit aus die Flügel beide“ gesungen sowie Heilslieder, die nicht allgemein bekannt sind. Manche Lieder wurden mehrmals gesungen. Der Sterbende betete mit und bewegte die Lippen, um die bekannten Worte der Liedstrophen zu formen.

Mit Singen, Beten, Bibelversen, Pausen und Worten der Anerkennung haben wir die Strecken von Durst, Atemnot, Angst, Schwäche und Unruhe mit dem Sterbenden durchstanden. Er selbst wies schließlich mit der Hand in den Nachthimmel, um zu zeigen, wohin sein Weg ihn führt.

Außer unserer geistlichen Begleitung waren auch Schmerzmittel, Wasser zum Trinken und das Abwischen des Schweißes notwendig. Wie dieser anstrengende Weg sowohl für den Sterbenden wie für uns Begleiterinnen ohne diesen geistlichen Raum, der uns alle umfing und hielt, hätte begangen werden können, ist mir völlig unklar.

Ich stelle mir vor, dass solch eine Sterbebegleitung mir nahe stehender Menschen auch mir helfen würde, die Schwelle aus dem Leben heraus zu überschreiten. Damit dies kein Schritt ins Nichts, in den Abgrund wird, vor dem ich mich wirklich sehr fürchten würde, ist ein solcher Raum von Worten des Lebens nötig.

Bergende Worte

Als Theologin gehörte es zu meinen vordringlichen Aufgaben zu studieren, was wahre Worte sind, historisch-philologisch wahre Worte. Welches echte Jesusworte, welches echte Paulusbriefe sind und welche nicht, welche Kapitel tatsächlich vom Propheten Jesaja geschrieben wurden und welche von Deutero- und Tritojesaja etc., über das alles und noch viel mehr Auskunft geben zu können, war entscheidend, um Examina zu bestehen. – Leider ändert sich der Forschungsstand in allen Disziplinen fortlaufend, so dass die ultimative Bedeutung, die diesem Realienwissen anhaftet, einen lapidaren Relativismus ausgesetzt ist. – Das Wissen um historische Wahrheit, um Logik und philosophische Verantwortbarkeit von Worten und Sätzen, von Vorstellungen und Ideen, war ein bedeutender Bestandteil aufgeklärten Theologisierens. Um Pastorin werden zu können, musste ich wie alle Pastoren bei der Ordination gemäß *Confessio Augustana*, Art. 7 versprechen, „das Evangelium rein zu verkündigen und die Sakramente richtig zu verwalten“. Diese Standards sind anzuerkennen als wissenschaftliche oder berufsethische Mindestanforderungen.

Als Hilfe zum Leben und Sterben reichen diese Anforderungen, auch wenn sie gar nicht so leicht zu erfüllen sind, nicht. Das richtige Verständnis der Tradition ist noch kein hinreichender Verweis auf ihre Wahrheit.² Als Lebens- und Sterbehilfe ist es wichtig, mit den Bibelversen, den Psalmen, den Gesangbuchliedern gelebt zu haben, eine Geschichte eingegangen zu sein, Teil der Wirkungsgeschichte, die sie generiert haben, geworden zu sein. Dass die Worte des 23. oder 73. Psalms im Sterben bewohnbare Vorstellungen und Bilder sein können, verdanken sie nicht ihrer philologischen Richtigkeit, keinem Purismus, eigenartigerweise auch nicht ihrer Logik und philosophischen Verantwortbarkeit, sondern der Erfahrung mit ihnen seit vielen Generationen, in kritischen Situationen, ein Leben lang. Dass diese Worte bergen in Lebens- und Todesangst, hängt mit ihrer symbolischen Kraft, ihrer gemeinschaftlich erfahrenen Vertrauenswürdigkeit trotz aller Zweifel und ihrer langen Wirkungsgeschichte zusammen.

In meiner Familie wurde seit Generationen in protestantischer Tradition mit Bibel und Gesangbuch gelebt, ohne dass dies einen frömmlicheren Einschlag gehabt hätte. Genau so, wie es wichtig ist, sich zu waschen, die Zeitung zu lesen, Nachrichten zu hören und zu arbeiten, gehörten Morgen-, Abend- und Tischgebete zum Alltag; genau so normal wie die Alltagsgestaltung war der Gottesdienstbesuch, das Festessen oder der Ausflug am Sonntag. Auch, wenn ich selbst Alltag und Sonntag heute anders gestalte, hat diese Sozialisation bewirkt, dass das Hören bestimmter Lieder und Texte weite Räume eröffnet: Situationen, in denen sie schon lange vor meiner Zeit gesungen und gehört wurden, Situationen,

2 Vgl. auch zur Frage nach wahren Worten: Steinmeier, *Schöpfungsräume*, bes. 99 ff.

in denen ich sie selbst singen ließ und gepredigt oder ausgelegt habe, die Situation, in der sie entstanden sind und ihre ursprüngliche Wirkungskraft entfaltet haben, historische Situationen, in denen sie eine Rolle gespielt haben, familiengeschichtliche und biographische Situationen, in denen sie sich bewährt haben: alle diese Räume bilden einen großen Raum mit erheblicher zeitlicher Tiefendimension. Insofern kann ich mir vorstellen, dass mein letzter Schritt über die große Schwelle in einem solchen Raum der Lebensworte, gesprochen oder gesungen, Halt finden und geborgen sein könnte.

Das Schlimmste: der Abschied

Viele Menschen, mit denen ich über das Thema des Sterbens gesprochen habe, waren sich sicher, dass sie am wenigsten Angst haben vor dem Tod, eher vor dem Sterben, am meisten jedoch vor dem endgültigen Abschied von ihren Lieben. Die Annäherung an die Vorstellung, mich endgültig von meinem Ehemann verabschieden zu müssen, ist unerträglich, irgendwie auch undenkbar.

Es gibt ja Todesarten, bei denen einem der Abschied erspart bleibt: ein Unfall, das Sterben während eines operativen Eingriffes oder ein plötzlicher Infarkt u. a. Trotz der Unerträglichkeit der Vorstellung vom Abschied möchte ich mich nicht davonschleichen (müssen), sondern mutig sein und dem Unausweichlichen auch standhalten (können). Ich hoffe und wünsche mir, in der Lage zu sein, den Abschied gestalten zu können in angemessenen Worten und Gesten.

Abschied und Sterben sollten zeitlich nahe beieinander liegen. Lebenslanglich habe ich es als besondere Qual erlebt, wenn man sich z. B. von einem Reisenden bereits verabschiedet hat, der Zug aber aus nicht erkennbaren Gründen immer noch nicht abfährt. Es hat keinen Sinn, noch ein neues Gespräch anzufangen, dieselben guten Wünsche und Appelle, die man bereits geäußert hat, zu wiederholen nimmt ihnen die Bedeutung, neue zu nennen ist inflationär. Das sich noch ansehen, obwohl man sich verabschiedet hat, wirkt befremdlich: wie daseiend schon weg oder festhaltend im überfälligen Gehen. Mein Wunsch ist, so, wie ich es bei vielen anderen erlebt habe, nach dem Abschied auch gehen zu können.

Die letzte Reise, der Ort des Sterbens

Die meisten Menschen möchten zu Hause sterben. Dies erscheint ein geradezu natürlicher Wunsch zu sein. Menschen möchten nicht im Krankenhaus an verschiedene Instrumente angeschlossen sterben, nicht auf der Straße bei einem Unfall.

Hier bin ich etwas ambivalenter Auffassung. Wenn ich nur an mich selbst denken würde, wäre für mich die Vorstellung am stimmigsten, zuhause zu sterben, im Wohnzimmer noch einen Tag lang mit Blick nach draußen aufgebart zu sein und von hier aus die letzte Reise anzutreten. Dies ist aber nur dann für mich eine gute Möglichkeit, wenn unser Zuhause für meinen Mann dann nicht den Stellenwert des Lebenshauses verliert. Wenn es für ihn dann doch ein wenig gruselig oder belastend ist, dass mein Sarg dort gestanden hat, wo wir viele Feste mit Freunden gefeiert haben, möchte ich lieber nicht zu Hause sterben. Der Erhalt des Lebenshauses in seinem unbeschwerten Charakter wäre mir wichtiger als mein Wunsch hier zu sterben.

In einem Hospiz zu sterben ist für mich eine sehr gute Alternative. Ich habe beruflich mehrere Hospize kennen gelernt, die alle für mich als Sterbeort in Frage kämen. Gast in einem Hospiz zu sein auf der Weiterreise in die Ewigkeit, ist für mich eine gute Vorstellung.

Den Übergang vom Leben in den Tod als Reise mit verschiedenen Stationen zu verstehen, ist für mich eine sehr positive Vorstellung. Nach dem Abschied vom Sterbeort, nicht sofort auf den Friedhof oder in die Kühlkammer gebracht zu werden, sondern in eine Barbarakapelle,³ wie es im machen Landstrichen üblich war, ist für mich eine sehr tröstliche Vorstellung. Sich in der Obhut christlicher Tradition vom irdischen Leben zu entfernen, bevor der Gang zur letzten Ruhestätte auf dieser Erde angetreten wird, scheint mir ein sehr passendes Stadium auf dieser Reise zu sein.

Loslassen können

Um den beängstigenden Teil des Sterbens zu bewältigen und schließlich loslassen zu können, ist sicher der o. g. Halt in einem Raum bergender Worte und Vorstellungen wichtig. Letztendlich stelle ich mir das Loslassen, das Lassen, sich lassen können nicht dramatisch vor. Ich blicke zurück auf ein reiches Leben mit Erfolgen und Niederlagen, mit Liebe und Unverständnis, in vielfältiger Solidarität und Freundschaft und in Einsamkeit. Ich bin noch immer neugierig auf das Leben, könnte mir viele weitere Ziele ausmalen, Projekte zu realisieren versuchen und überhaupt Neues zu erleben und gestalten. Auf der anderen Seite wächst stetig auch ein Bewusstsein dafür, dass es irgendwann genug ist. Etwa in dem Sinne Anton Ulrichs Herzog zu Braunschweig-Lüneburg,⁴ der bereits im Alter von ca. 22 Jahren gedichtet hat:

3 Eine Barbarakapelle findet sich z. B. auf dem alten Friedhof in Meran. Barbarakapellen in der Funktion als Friedhofskapellen finden sich besonders im süddeutschen Raum.

4 Vgl. Wallmann (Hg.), Christliche Dichtung vom Barock bis zur Gegenwart, 84f, Strophen 1,2,4.